

Desrolles beschloß endlich, mit der „Reine Blanche“ zu fahren, welche früher abreiste. Er schaffte sich neue Kleider an und kaufte einen Koffer, dann ging er zu dem Agenten, um sich eine Kajüte zur Ueberfahrt zu bestellen. Er hatte die Absicht, mit einem neuen Namen nach der neuen Welt zu gehen, aber nach seinen Einkäufen hatte die erschöpfte Natur eine Stärkung verlangt, und als er das Comtoir des Agenten betrat, war er nichts weniger als nüchtern. Mit Mühe zählte er sein Geld, als er eine Handvoll Gold und Silber aus der Tasche zog. Der Agent mußte ihm helfen. Als er nach seinem Namen gefragt wurde, antwortete er, ohne zu überlegen — Desrolles, aber im nächsten Augenblick besann er sich.

„Entschuldigen Sie,“ rief er hastig, „Desrolles ist ein Freund von mir! Mein Name ist Mowbray — Oberst Mowbray! Komme eben von einer großen Reise in Europa zurück. — Amerikaner lieben sehr Paris. Reizende Stadt! Nämlich verändert seit meiner letzten Reise vor zwanzig Jahren.“

„Ihr Name ist also nicht Desrolles, sondern Mowbray?“ sagte der Agent mit einem etwas argwöhnischen Blick.

„Ja, Mowbray!“ erwiderte Desrolles.

Er verließ das Bureau und steuerte ohne bestimmte Absicht dem Palais Royal zu. Dort ging er im Café de la Reclonde vor Anker und bestellte sich Absinth.

Bald verfiel er in einen Schlummer und schloß seinen Rausch zum Theil aus. Als er etwas erfrischt erwachte, erinnerte er sich, daß er verabredet hatte, mit einem seiner neuen Freunde gemeinsam zu speisen.

Er hatte noch Zeit genug und besah sich unterwegs die Schaufenster. Als er in einem derselben eine große Ausstellung von Diamanten erblickte, taumelte er zurück, als hätte er eine Wiper erblickt. Er wandte sich rasch ab und suchte eine Bank auf, auf die er sich an allen Gliedern zitternd niederließ.

„Verflucht sei dieser glänzende Flitter! Das hat mich ruiniert an Leib und Seele! Erst von da an begann ich stark zu trinken!“

Große Schweißtropfen traten auf seine Stirn, er starrte vor sich hin, wie nach einer schrecklichen Vision.

Endlich raffte er sich auf und ging weiter. Er traf seinen Freund, bewirthete ihn fürsüßlich und trank den schwersten Burgunder.

Zwei Dinge waren Desrolles unbekannt, erstens, daß sein neuer Freund eine bekannte Persönlichkeit war, welche unter der Aufsicht der Polizei stand, und zweitens, daß er selbst beständig von einem englischen Detektiv beobachtet wurde, seitdem er jenes Restaurant verlassen hatte, in dem er gespeist hatte.

Desrolles ging bald nach Mitternacht etwas schwankend nach Hause. Er hatte einige Schwierigkeiten beim Öffnen der Thür erwartet, fand aber, daß ein anderer Nachtvogel, der etwas früher ins Nest zurückgekehrt war, die Thür offen gelassen hatte.

Innen war alles dunkel, aber Desrolles kannte die Wendeltreppe genau. So betrunken er war, fand er doch seinen Weg ziemlich sicher, wenn er auch einige male stolperte. Er schloß die Thür seines Zimmers auf, wobei er den Schlüssel einige male verkehrt einzufstecken versuchte und stolperte hinein. Er zündete ein Streichholz und eine Kerze an, wobei er sich an die Wand lehnte und ein trunkenes Knurren hören ließ, als es gelungen war.

Aber seine Nerven mußten sehr überspannt gewesen sein, denn als ein Mann, welcher leise hinter ihm ins Zimmer getreten war, die Hand auf seine Schulter legte, knickte er zusammen und wäre beinahe zu Boden gefallen.

„Was suchen Sie hier?“ fragte er französisch.

„Sie selbst!“ antwortete der Fremde englisch. „Sie sind verhaftet unter dem Verdacht, in den Mord von La Chicot verwickelt zu sein! Sie kennen die Geschichte und thun am besten, wenn Sie ruhig mit mir kommen.“

„Ich verstehe Sie nicht!“ sagte Desrolles, noch immer französisch, „ich bin ein Franzose!“

„Warum nicht gar! Sie wohnen hier seit drei Wochen und man kennt Sie als Engländer! Heute haben Sie Ihre Ueberfahrt nach Balaarais bestellt; ich erkundigte mich auf dem Bureau eine Stunde nachdem Sie es verlassen hatten. Machen Sie keine Dummheiten, Desrolles, es bleibt Ihnen nichts übrig, als ruhig mit mir zu kommen.“

„Sie haben wohl noch jemand draußen?“ fragte Desrolles mit einem wilden Blick nach der Thür. Sein Aussehen in diesem Augenblick war diabolisch, die Stirn war zusammengezogen, seine Augen schossen Blitze.

„Natürlich!“ erwiderte der Fremde kaltblütig. „Sie werden wohl nicht glauben, daß ich solch ein Narr sei, eine Höhle wie diese ganz allein zu betreten? Draußen steht mein Gefährte, und wir haben beide Revolver. Ah! nichts davon!“ rief der Detektiv plötzlich, als Desrolles die Hand in seine Brusttasche steckte. „Lassen Sie das steden! Ist's ein Messer?“

Es war ein großes Messer, eine gefährliche Mordwaffe. Desrolles hatte die spige Klinge herausgezogen, ehe der Andere es verhindern konnte. Der Fremde sprang auf ihn zu und faßte ihn, ehe das Messer Unheil anrichten konnte, und dann begann ein wildes, verzweifelltes Ringen.

Desrolles kämpfte wie ein Wahnsinniger, wie ein Tiger, mit äußerster Kraftanstrengung. Einige Augenblicke schien es, daß er Sieger bleiben sollte. Der Detektiv hatte gelogen, als er sagte, er habe einen Gefährten bei sich. Der französische Polizist, mit dem er sich verabredet hatte, vor dem Hause um Mitternacht zusammen zu treffen, war nicht zur Stelle, und der Detektiv war zu ungeduldig gewesen, um noch länger zu warten. Er hielt sich mit seinem Revolver diesem alten Trunkenbold für mehr als gewachsen.

Aber er wollte seinen Revolver nicht gebrauchen. Es wäre eine gewagte Sache gewesen, denn es war seine Pflicht, den Gefangenen lebendig dem Gericht zu überliefern.

„Kommen Sie,“ sagte er besänftigend, „lassen Sie sich die Armbänder anlegen und sich ruhig fortzuführen! Wozu diese Dummheiten?“

Desrolles gab keine Antwort. Er hatte seinen Gegner nahe bis zur Thür gebrängt. Wenn sie noch bis zur Schwelle kamen, so genügte ein rascher, kräftiger Stoß, um den Mann rücklings die steile Treppe hinab zu stürzen, ein sicherer Tod für den Angreifer. Desrolles' Augen waren auf die Thür gerichtet, welche offen stand, seine blutunterlaufenen Augen glühten, er wollte es durchaus vollbringen. Noch eine verheißliche Anstrengung — und sein Gegner war an der Schwelle.

Wahrscheinlich sah der Detektiv diesen Blick des Triumphes in dem wilden Gesicht und errieth die Gefahr. Er raffte alle Kraft zusammen und mit einer plötzlichen Anstrengung drängte er seinen Feind durch das enge Zimmer und stieß ihn mit aller Gewalt gegen die Wand. Dann ließ er ihn auf einen Augenblick los, um ihn noch fester zu fassen.

Aber als diese große Gestalt mit fürchterlicher Wucht gegen die tapezirte Wand stieß, ertönte plötzlich ein Krachen, worauf der Detektiv mit einem Schreckensruf zurückwich. Das gebrechliche Holzwerk, aus dem die Wand bestand, zersplitterte, das verfaulte Holz zerfiel in einer Wolke von Staub, die halbe Seite des Zimmers fiel in Trümmer, als ob das Haus ein Kartenhaus gewesen wäre, und mit einem heiseren Aufschrei taumelte Desrolles rückwärts in die leere Luft hinaus.

Wald wurde er unten auf dem Pflaster aufgefunden, so zer schlagen und entstellt durch den schrecklichen Fall, daß er kaum

ienntlich war. Im Fallen hatte er sich gegen die Balken geschlagen, welche das morsche, alte Haus stützten, und das Leben war entflohen, ehe er die Steine unten berührte. Es war ein böses Ende eines bösen Menschen. Niemand beklagte es, außer der Detektiv, welchem die Aussicht auf eine schöne Belohnung verloren gegangen war.

Am nächsten Tage berichteten die pariser Zeitungen die Katastrophe: „Einsturz eines Hauses auf dem Boulevard Louis Capet, schrecklicher Tod eines der Bewohner.“

Englische Zeitungen enthielten später eine Nachricht über die Verfolgung und Verhaftung von Desrolles, über seinen verzweifelten Widerstand und seinen schrecklichen Tod.

44. Schluß.

Treverton kehrte mit seiner jungen Frau nach Hazlehurst zurück, zur großen Freude ihrer Freunde. Es waren peinliche Erinnerungen, und sie wurden im Gespräch so leicht als möglich berührt. Die Enthüllungen über Trevertons erste Ehe, über seine zweifelhafte Existenz unter angenommenen Namen und seine Armuth hatten ein nicht geringes Aufsehen erregt. Sie brachten einen Monat in einem Bade zu aus Rücksicht auf Laura's Gesundheit, und als sie nach dem Landhaus zurückkehrten, war der Skandal etwas verflogen. Nur ein Ereigniß von einiger Wichtigkeit war während ihrer Abwesenheit eingetreten. Edward, der Poet, der Hand in Hand mit den Mäusen durchs Leben tänzelte, war plötzlich des Müßiggangs überdrüssig geworden und nach dem Kap abgereist, um die Straußenzucht zu erlernen, mit der festen Absicht, sich für immer in jenem fernen Lande niederzulassen.

„Ein abenteuerliches Leben wird mir zusagen, und ich werde Geld verdienen,“ sagte er zu einigen Bekannten. „Meine Eltern sind verdrießlich über mein müßiges Leben, sie glauben nicht an meine Zukunft als Poet. Vielleicht haben sie recht!“

Der Pfarrer wußte, daß Trevertons Verhaftung das Werk seines Sohnes war, und sein ehrliches Herz konnte diesen niedrigen Verrath nicht vergeben.

Das Jahr verging und brachte Treverton eine neue Freude und ein tiefes Gefühl der Verantwortlichkeit. An einem sonnigen Mainmorgen öffnete sein erstgeborener Sohn seine unschuldigen, blauen Augen in dieser heiteren Welt im Schmuck des Frühlings. Der gute, alte Arzt von Hazlehurst, welcher Treverton in seiner letzten Krankheit behandelt hatte, legte das Kind in die Arme seines Vaters.

Vor Beginn des Herbstes kam Gerard nach dem Landhause, um dort eine kurze Erholungszeit zuzubringen, durch ein seltsames Zusammentreffen fügte es der Zufall, daß Laura ihre Freundin Celia um dieselbe Zeit zu sich eingeladen hatte. Es wurden Picknicks und Excursionen in der Umgegend veranstaltet mit vielen aufregenden Abenteuern und einiger Gefahr, in dieser spärlich bevölkerten Welt sich gegenseitig ganz zu verlieren. Und in allen diesen Abenteuern fanden sich George und Celia immer wieder zusammen, verlassen von den anderen beiden, oder vielleicht waren sie beide in die Irre gegangen, obgleich sie immer lebhaft behaupteten, Herr und Frau Treverton hätten sie im Stich gelassen.

„Es würde mich nicht wundern, wenn es mit uns ein böses

Ende genommen hätte, wie im Märchen mit den Weibern im Wald,“ erklärte Celia. „Wie wäre es, wenn wir eine Woche lang von unreifen Stachelbeeren leben müßten, um uns dann sogleich zum Sterben niederzulegen? Ich glaube nicht daran, daß die Vögel Blätter über uns gestreut hätten. Das wird nur im Märchen so erzählt, die Vögel sind viel zu selbstsüchtig dazu.“

Während sie sich verirrt hatten, fanden Celia und George reichlich Gelegenheit zur Unterhaltung. Sie mußten doch etwas sprechen, und schließlich kamen sie natürlich dazu, einander ihre innersten Gedanken zu offenbaren. Und so geschah es auf die natürlichste Weise der Welt, daß an einem heißen Mittag Celia in einer fernen Waldlichtung stand, während George seine Arme um sie gelegt hatte, und ihr Kopf auf seiner Schulter ruhte.

Er hatte sie gefragt, ob sie auf ihn warten wolle, das war alles. Er hatte nicht gefragt, ob sie ihn liebe, da er die Antwort auf diese Frage ohne Verstand gefunden hatte.

„Theuerste, willst du auf mich warten?“ fragte er.

„Ja, George!“ antwortete sie leise, eine ganz veränderte Celia, ohne ihre frühere Windigkeit.

„Es kann lange dauern, Theuerste,“ sagte er ernst, „fast so lange, als Rachel auf Jakob wartete.“

„Ich frage nicht danach, wenn nur keine Zwischensache tritt!“

So verlobten sie sich, und in der nebelhaften Zukunft erblickte Celia das Phantasiegebilde einer Kutsche mit einem Paar schöner Grauschimmel.

„Nurzu haben gewöhnlich Grauschimmel, nicht wahr, George?“ fragte sie plötzlich.

George's Gedanken waren nicht bis zu diesem Stadium gelangt, und er verstand die Frage nicht.

„O, du närrischer George, sage mir wenigstens, von welcher Farbe werden die Pferde sein vor deinem Wagen?“

„Darüber wollen wir sprechen, wenn wir einen Wagen haben.“

Treverton und seine Frau hörten die Nachricht von der Verlobung mit unendlichem Vergnügen. Auch der Pfarrer und seine Frau machten keine Einwendung.

Ehe das erste Jahr nach Celia's Verlobung vorüber war, hatte Treverton den guten, alten Landarzt überredet, sich zurückzuziehen und einen guten Preis für seine Praxis anzunehmen, welche sich über einen Distrikt von sechzig Meilen im Umkreise ausdehnte. Diese Praxis übertrug Treverton als freies Geschenk an Gerard.

„Halten Sie das nicht für eine Gunst,“ sagte er, als der Arzt dies für eine Schuld erklärte, die er aus seinen künftigen Einnahmen bezahlen wollte. „Es ist reine Selbstsucht meinerseits. Ich muß einen tüchtigen, jungen Arzt haben, den ich kenne und schätze, anstatt irgend einen Charlatans, der vielleicht der Nachfolger meines alten Freundes werden könnte. Der Vortheil ist ganz auf meiner Seite. Sie werden mir helfen in meinen gesundheitlichen Verbesserungen.“

So kam es, daß Celia sowohl, als Treverton und seine Frau sagen konnten: „Alles hat sich zu seiner Zeit zum Besten gewendet.“

[2]

Die Dorf-Madonna.

Von Rudolf Herzog.

Schwarz rückte näher an Hochkirch heran.

„Aber, so sage mir doch, Kurt, was plötzlich in dich gefahren ist! Daß du dich für ein hübsches Gesicht erwärmst, nehme ich dir ja am wenigsten übel; aber eines Fräulechens willen seine ganzen Reize, Dispositionen über den Haufen zu rennen, Dispositionen zu einer Reize, deren Beginn gerade du kaum erwarten konntest: das ist doch, gelinde gesagt, eine Tollheit!“

Hochkirch wurde roth wie ein Mädchen.

„Komm' morgen einmal mit hinaus, sieh' sie dir an und plaudere mit ihr,“ erwiderte er. „Wenn du nicht staunst über ihre Schönheit, Gewandtheit und Geistesstärke; wenn du nicht selbst sagst, daß sie befähigt wäre, in den Salons zu glänzen, so will ich Schwarz heißen und alle deine verrückten Eigenschaften mit besitzen!“

Schwarz stand auf und verbeugte sich.

„Blödsinn! erstere werdend, wandte er sich Hochkirch zu und sagte einbringlich:

„Ich kenne dich, Kurt, durch und durch. Du bist jetzt schon dermaßen in das Mädchen vernarrt, daß ein längerer intimer

Verkehr keine guten Folgen haben kann. Was würde die gnädige Frau Mama zu solchem Thun und Treiben sagen? Was würde sie aber gar sagen, wenn sie — was noch schlimmer — mal ein Sendschreiben von dir empfinde, worin du ihren mütterlichen Segen erstlebst?“

„Laß mich noch etwas weiter reden,“ bat er, da Hochkirch Miene machte, ihn zu unterbrechen.

„Ich sagte dir schon: ich kenne dich, Spiegelberg, und es kommt bei deinem Temperament dazu, daß du den dummen Streich machst, dich dem Mädchen zu Füßen zu legen und zu flehen: „Laß mich ewig den Hauch deiner göttlichen Nähe athmen.“ Du thust so, besonders wenn wir dich erit verlassen haben und dir mein großartiger Geist nicht mehr helfend zur Seite steht. Hast dann auch sicher den besten Willen, dich trotz deiner ganzen teubalen Sippe mit ihr in irgend einem Nest einzuklinken und glücklicher Familienvater zu werden. Ihr habt immer meinen prophetischen Geist an mir gelobt. Nun wohl! soll ich dir deine Zukunft malen, dir ein Spiegelglas vorhalten, worin du dich als biederer Dorfbewohner siehst, Hans und Glaas die schwielige

Rechte schüttelnd? Du wirst dich glücklich fühlen, trotz allem, im Besitz eines geliebten und liebenden Weibes! O ja! aber weht einmal ein einziger Hauch der gewohnten Salonluft über dein Dorn, packt dich einmal in einem unbewachten Augenblick die Sehnsucht nach den gerade dir zum Leben nöthigen Kreisen der „oberen Zehntausend“: dann, ja dann tritt die Reaktion bei dir in ihre Rechte: plötzlich, mächtig, und du bist der Letzte, der ihr die Stirn zu bieten vermöchte!“

„Aber bist du denn toll?“ brauste Hochkirch auf. „Wer sagt dir denn, Mensch, daß ich nach eintägigem Verkehr mit der Kleinen mich mit solchen wahnsinnigen Gedanken schleppe. Habe ich denn als Künstler nicht die Berechtigung, mich für das Schöne zu begeistern, es zu vereinen zu trachten?“

Schwarz lächelte. „Schön gesprochen, mein Lieber! Aber trotzdem warne ich dich! Es ist nicht das erste mal, daß du dich in deine Modells verliebst. Vielleicht hättest du der einen oder anderen das glühende Ringlein an den Finger gedreht, wenn dir nicht immer weniger feurige, weniger romantische Menschen zur Seite gestanden, die da ein Wörtchen mit zu reden hatten. Doch kommen wir zum Schluß. Dich davon abbringen, hier zu bleiben, kann jetzt ja doch keiner mehr. Also auf nächsten Monat in Venedig und daß mich diesmal meine Prophetengabe schmächtig getäuscht haben möge. Prost! Hochkirch! Altes Haus, Rest!“

Tags darauf waren die Maler verschwunden; nur oben beim Häuslein des Wingers Josef stand noch eine Staffelei. Dort sah nun Tag für Tag Herr v. Hochkirch und — malte fleißig, will ich gerade nicht sagen, doch malte er und plauderte, oder ruhte auf den moosigen Steinen zu den Füßen seiner lieblichen Madonna und suchte und fand in ihren Augen den göttlichen Funken, der, angezündet, zur heiligen Flamme wird, die nimmer wieder erlöschen kann, selbst im Tode nicht: die Liebe.

Ich sehe ihn noch vor mir, den alten Josef, wie er eines Abends, es ging schon auf den Herbst zu, hier bei mir erschien, um mir das grenzenlose Glück, das Gott seiner lieben Lore bechieden, mit vor Freude nassen Augen mitzutheilen.

Ich war tief bewegt, wie ich dem weißhaarigen Alten meinen Glückwunsch bot. Ich mußte ohne es zu wollen an die Worte des lustigen Schwarz denken: „Ich warne dich, Kurt, es kommt die Reaktion und du bist der Letzte, der ihr die Stirn zu bieten vermöchte.“ — — —

Die beiden Brautleute hatten sich unbefreiblich lieb. Ich sah sie oft, wenn ich meinen Spaziergang machte, dort oben am Walde, auf ihrem Lieblingsplätzchen auf dem moosigen Plane. Dann hatte er seinen Vordersopf in ihren Schooß gebettet und schaute zu ihr empor wie zu einem Götterbilde und sie streichelte ihm die Wangen und küßte ihm die kleinen Sorgen von der Stirn, wenn sie kamen, um ihm von der Zukunft zerrissene Bilder vorzugaukeln.

Endlich reiste er ab. Er hielt es für das Beste, seine Mutter persönlich für ihr Bündniß zu gewinnen. Zuerst sollte Lore mit — es war gut, daß er den Gang allein machte, so ist dem armen Kinde wenigstens eine Kränkung erspart geblieben.

Ein paar Tage darauf war er wieder zurück. Wie mir der alte Josef sagte — es war, wie ich es mir gedacht hatte — die aristokratische Mama hatte sich auf das Entchiedenste gegen diese Mesalliance verwahrt; doch was wollte denn die Frau Mutter?!

War er Kurt v. Hochkirch denn nicht mündig? War er nicht sein eigener Herr? War er nicht Manns genug, um sich selbst durchs Leben zu schlagen?

Und er, der sonst so feindale Herr, hielt sich plötzlich für einen Liberalen reinen Wassers und verhöhnte und verhöhnte den Kastengeist — o Liebe, Liebe!

Im nächsten Lenz machten sie Hochzeit. Es war ein schönes Paar, die Weiden, denen ich segnend die Hände ineinander legte. Er in erwachter Manneskraft, stolz und frei, und sie morgensön und doch so wehmüthig süß wie die Himmelsbraut.

Hochkirch hätte den Schritt nie zu bereuen brauchen; ein schöneres und tugendhafteres Weib konnte er auf der Welt nicht gewinnen.

Bunte Zeitung.

* Vom Nachtwächter alter und neuer Zeit und verschiedener Länder weiß Fr. Regensberg in den münchener „N. N.“ Ansprechendes mitzutheilen. Dem alten frommen, väterlich ermahnenden Ruf der nächtlichen Wächter wurde bald ein Ende gesetzt: entweder wurde er zur bloßen Angabe der Stundenszeit oder er hörte ganz auf oder aber die neue, praktische Zeit machte seine Poesie sich dienstbar. So sind von einem Wächter zu Woblen im Aargau in der Schweiz folgende Rufe überliefert:

Wer jeht prächtiges Fleisch will kaufe,
Soll zum Chappell-Moses laufe,
Der giebt's Blind ohne Strapaze
Gut gewoge um fünf neue Baze.“

Am nächsten Abend aber lautete der Spruch des nächtlichen

Beim alten Vater schlugen sie ihre Wohnstätte auf und lebten dort glücklich und selig wie zwei Taubchen.

Auch mit seinen Bildern hatte Hochkirch Glück; besonders die „Madonna“ wurde von der Kritik günstig aufgenommen, so daß er oft im Stillen dankte, ein solches Noos gezogen zu haben.

Ein paar Jährlein borgten sie so vom Glück — dann zogen die Wolken auf. —

Sie haben das Schloßlein bei Ihrer Wanderung wohl bemerkt, gleich zwischen N. und hier. Eine karlsruher Dame hat es aus dem Schutt wieder aufbauen lassen und es zu ihrem Wittwen-Sitze erforen. Ein schönes, stolzes Weib, eine Baronin K. Sie wollte sich zweifelsohne nur auf kurze Zeit von der Gesellschaft zurückziehen, um alsdann durch ihr plötzliches Wiedererwachen um so sicherer die Herrschaft in den Salons an sich zu reißen.

Die Dame nun kam öfter zu mir herüber geritten, wenn sie männlichen Rath benötigte, und bei der Rückkehr von einem dieser Besuche traf sie auf freiem Felde vor der Staffelei Herrn v. Hochkirch, den sie aus der karlsruher Gesellschaft her kannte.

Sie hatte sie ein Stückchen vor das Dorf hinausbegleitet und war Zeuge des Zusammentreffens. Die Baronin iprengte auf ihn zu und reichte ihm vom Pferde herab lachend die Hand, die er zögernd ergriff, während ihm eine Blutwelle ins Gesicht schlug.

Sie fragte ihn nach seinem Leben und Treiben, seinem Heim und seinem Weibe: alles Fragen, die er nur kurz und widerstrebend beantwortete: ich merkte es ihm an: die Begegnung war ihm unangenehm.

Als die Dame sich von Hochkirch verabschiedete, bat sie ihn dringend, doch baldmöglichst einmal herüberzukommen und ihr Schloßchen in Augenschein zu nehmen.

Lange hat Hochkirch mit seinem Besuche hingehalten. Er dachte, bis er eine gewisse Berühmtheit erlangt, alle Brücken hinter sich abgebrochen zu haben. Und nun winkte da so ein kleiner Steg, auf dem nur ein Roth-Steg, der benutzt werden mußte, um nicht jede Berührung mit der großen Welt zu verlieren — o, so ein Gewissen läßt sich schon beschwichtigen, wenn die Gründe, die ins Treffen geführt werden, nur halbwegs stichhaltig sind.

Hochkirch machte seinen Besuch — und damit war sein Schicksal, oder besser gesagt, das Schicksal seines armen, schönen Weibes, das nur eine Pflicht auf Erden kannte: ihrem Manne in treuer Liebe zu dienen und ihn für alles, was er geopfert, hierdurch zu entschädigen, besiegelt.

Ich kam in jenen Tagen oft in das Haus des Wingers Josef. Er selbst, der treue, alte Mann, hatte die Augen für immer geschlossen: glücklich, da er sein Kind glücklich wählte.

Ich mußte da viel trösten bei der Dorf-Madonna, die damals begann ihren Namen mit Recht zu tragen. Ihr Vater tobt, ihr Mann tagsüber fern im Schlosse der Baronin, wo er Wandgemälde übernommen hatte, und wenn er abends zurückkehrte, mürrisch, unzufrieden, aufbrausend: alles Eigenschaften, die ursprünglich bei ihm zutage traten — die Reaktion, die Reaktion!

Es war der Hauch der ihm zum Leben nöthigen Salonluft, der ihn angeweht hatte aus den Erzählungen und pikanten Geschichten, die die Baronin aus der Heimath zu berichten wußte. Die Sehnsucht packte ihn, und der Lieberbrun, die Fessel, an die er sich geschmiebelt, ewig durch das Leben schleppen zu müssen, überkam ihn, wenn er bei seinem Weibe war.

Bei der Werbung mußte er blind gewesen sein, nein, doch nicht blind, denn sie war ja schön und lieb — aber verrückt, ein Tollhäusler, daß er seinen Stand und Namen eines hübschen Fräuleins willen in den Roth getreten. Die großen geistigen Eigenschaften suchte er bei seinem Weibe auch vergebens — sie war eben etwas besser wie ein Bauernkind, doch war das auch alles.

Er brachte jetzt schon die Sonntage auf dem Schlosse zu, machte hier und da kleine Touren mit der etwas emansipirten Baronin als Marshall und Berather, und Lore sah es, hörte es, wie die Leute darüber zischelten, um bald offen darüber zu sprechen, und konnte nichts thun, als schweigend leiden. (Schluß folgt.)

Warden, jedenfalls auf Veranlassung eines Konkurrenten des „Chappell-Moses“:

Laufet hin zum Metzger Keller,
Der giebt alles viel wohlfeiler,
Fleisch vom Ochse, dicke Rieme,
Giebt er um fünfzig Centime.“

Die Angabe der Stunden lag dem Nachtwächter noch bis in unsere Zeit hinein fast überall ob und ist vielfach noch heute seine Pflicht. Schon zu seiner besseren Kontrolle seitens des bewachten Bürgers. Aus Salonichi berichtet ein Orientreisender von einem türkischen „Nachtrath“: „Von Zeit zu Zeit hörte ich ein merkwürdiges Geräusch: ein Aufklappen auf das Pfaster mit einer metallenen Keule. Ich hörte es in regelmäßigen Zwischenräumen wieder und wieder und merkte nun, daß es der orientalische Nachtwächter war, der durch das Aufschlagen mit seinem metallbeschlagenen Stöckel schallend verkündete,

wie gewissenhaft er seines Amtes walte." — Erwähnt sei hier, daß in der deutschen Reichshauptstadt noch bis vor kurzem die vollen Stunden der Nacht durch Weisen angegeben wurden, was erst am 3. Januar 1878 aufgehoben ward. In der „guten alten Zeit“ ging dort der Sommer offiziell mit dem Tage des einmals berühmten „Stralauer Ritzzuges“ am 21. August zu Ende und vom 25. August ab schloffen die Wächter nicht mehr um 11, sondern schon um 10 Uhr die Haustüren. Der Nachtwächter des Schloßreviers aber erschien noch unter Friedrich Wilhelm IV. in der Sylvesternacht regelmäßig im Schloß und kündete der dort versammelten Hofgesellschaft um Mitternacht den Anbruch des neuen Jahres durch zwölf Hornstöße und Abingung eines Choralis an, wofür er vom Könige jedesmal einen blinkenden Friedrichsdror erhielt. — Die Nachtwächter von London hatten noch im vergangenen Jahrhundert die Aufgabe, nach Mitternacht den Bewohnern der englischen Hauptstadt die Verschaffenheit des Wetters zu verkünden. Zudem sie durch die Straßen gingen, riefen sie mit lauter Stimme ihr: „Rainy“ oder „frosty morning“, und wer die Ankündigungen dieser eigenartigen Wetterpropheten hörte und beachtete, wußte beim Aufstehen, ob er wasserdicke Stiefeln anziehen oder sich wärmer kleiden mußte. Ebenso rief der Wächter in italienischen Städten neben der Stunde auch das Wetter aus: „Piovento, fa sereno, tempo nuvolo“, je nachdem es regnete, schönes Wetter oder bedeckter Himmel war. In Spanien besteht dieser Brauch noch heutigen Tages. Die Wächter rufen dort die Stunden von 11 Uhr nachts bis morgens früh um 4 Uhr in hohem, halbsingendem Tone aus und fügen jedesmal eine Angabe über das Wetter bei. So z. B.: „Sei gegrüßet, heilige Jungfrau! Es hat's geschlagen! Wetterer Himmel!“ Da nun in dem „schönen Land des Weins und der Gefänge“ der Himmel die weitaus meiste Zeit heiter ist, so daß die Nachtwächter selten etwas anderes als „Cielo sereno!“ (heiterer Himmel) zu rufen haben, so hat ihnen das Volk schon in alter Zeit den Spottnamen „Serenos“ gegeben, dessen Entstehung und eigentliche Bedeutung aber längst in Vergessenheit gerathen ist. Kein Nachtwächter in Spanien erwartet heute, wenn seine Dienstleistung irgendwo begehrt wird, eine andere Anrede als: „Sennor Sereno!“

* **Geradezu familiär** war das Verhältnis zwischen König Maximilian II. und dem bayerischen Volke; am leichtendsten aber trat dieser gemüthvolle, ungewundene Verkehr auf dem Oktoberfeste zutage, wenn sich das Volk aus allen Gauen Bayerns auf der Festwiese bei der Wabaria zusammenfand. Der König durchschritt regelmäßig vor dem Kernen die Reihen der Landwirthe und musterte ihre Viebstiere; für jeden Aussteller hatte er ein freundliches Wort, die meisten von ihnen waren ihm „alte Bekannte.“ Nach der Musterung nahm er die Vertheilung der Preise selbst im Königszelt vor. So kam auch einmal zur Preisvertheilung ein Bauer, dessen schwarze Kuh mit der ersten Auszeichnung gekrönt war, mit seinem Thier vor das Zelt. Er war dem König wohlbekannt, der sich erinnerte, daß der Besitzer im vorigen Jahre mit einer braunen Kuh den ersten Preis errungen hatte. „Wo hast du denn heuer die Braune gelassen?“ fragte er freundlich. — Da sah der Bauer den König groß an und sagte höchst erstaunt: „O braune Nisl, Herr Kint? Ja, woast denn nüt, daß d' Nisl im Winter umg'ftanden (gefallen) ist?“

* **Vom Lande der Lotusblumen.** In einem Briefe vom 5. März, datirt aus „Elefant Kheddah camp, Garo hills Assam“ meldet der bekannte Indienreisende Otto E. Ehlers, daß er sich wohl befindet und zur Zeit mit Mr. Sari, dem Leiter der Regierungs-Elephantenjagd in den Garo hills „inmitten entzückender Wildnis“ Elephanten fängt. 216 sind bereits eingezähmt, morgen soll eine neue aufgetauchte Herde umzingelt werden. Eine Tigerjagd beim Maharaja von Kuch Behar bildete für mich die piece de resistance des letzten Monats. Ich muß mich jetzt bald irgendwo in graue Berge zurückziehen, um Wusze zum Schreiben zu finden.“ Wie sehr sich Ehlers übrigens mit seinem Urtheil über den Ganges mit Heinrich Heine im Widerspruch befindet, möge der Leser aus folgenden Versen ersehen, die er dem Sanskritforscher Prof. Richard Garbe nach Königsberg geschickt hat:

Bar allen lästigen Zwanges
Der civilisirten Welt,
Bieg' ich am heiligen Ganges
Im Weisenstopfelfeld.

Es ist in der Morgenfrühe,
Beim ersten Hahnenkrei;
Gleich grauer Erbsenbrühe
Sieht langsam die Fluth vorbeist.

Wer Heinrich Heine gelesen,
Wer nie den Ganges gesehen,
Der denkt sich verzückte Wesen
An seinen Ufern stehn.

Der denkt, da leuchtet's und duftet's,
Und alles ist Poesie.
Ja! freilich leuchtet's und duftet's,
Doch fragt mich nur nicht wie!

Wir seht an der heiligen Ganga
Vor allen Dingen eins:
Das Wasser, die Berge, die Burgen,
Die Bowlen des deutschen Rheins!

* **Aus dem Lande der Temperenz.** Man schreibt uns: Die Enthüllungen über das gewohnheitsmäßige Aethertrinken im nördlichen Irland sind noch in aller Erinnerung und schon wieder dringt die Kunde von einem neuen Verausungsmittel zu uns. Diesmal sind es jedoch die Ver. Staaten und zwar sonderbarer Weise die Temperenz-Staaten, denen die Welt für diese zweifelhafte Entdeckung verbunden ist. Den Angaben einer amerikanischen Zeitung zufolge sind Tausende und Abertausende in die Gewohnheit verfallen, regelmäßig Ingweressenz zu trinken. Man stellt dieselbe her, indem man Alkohol durch pulverisirten Ingwer ziehen läßt. Die derart gewonnene Flüssigkeit enthält 92 Proz. Alkohol und ist doppelt so stark berauschend wie der gewöhnliche zum Verkauf gelangende Whisky. Die amerikanische Zeitung berichtet, daß Frauen 4—6 Unzen und einige sogar einen Liter von dieser Flüssigkeit täglich genießen. Wenn man die schädliche Wirkung des Ingwers auf die Leber und die Stärke dieser Essenz in Erwägung zieht, so fällt es schwer, selbst wenn dieselbe mit „ein wenig Wasser“ genossen werden sollte, sich eine sicherer wirkende Methode des langsamen Selbstmordes vorzustellen. Und das in Temperenzstaaten.

* **Gut variirt.** Als Papst Leo XIII. nach Romthum in Brüssel war, wollte sich an der königlichen Tafel ein Marquis den Spaß machen, den Anhänger des Eßkults in Verlegenheit zu setzen und reichte ihm eine Dose, auf welcher hübsch gemalt eine fröhliche Skette zu schauen war. „Wie gefällt Ew. Eminenz das Bild?“ fragte er den Nuntius. Dieser sah es aufmerksam an und antwortete, als er es zurückreichte: „Eine sehr hübsche Dame; vielleicht die Frau Marquise?“ Der Marquis soll seine Dose niemals wieder einem Geistlichen gezeigt haben.

* **Zatunisch.** „Du machst ja der kleinen Olga so den Hof?“ — „Ja, ich will sie zur Frau nehmen!“ — „Aber, was fällt dir ein!“ — „Ihre Mitgift!“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Beim österreichischen Reichsrath ist eine Nachtragskredit von 8000 Gulden zur Subventionirung der Wiener Künstler zur Vertheilung an der Berliner Kunstausstellung beantragt worden.

— Die Vertheilung an den Festlichkeiten, welche am 18. und 20. Mai dieses Jahres in Lausanne stattfinden, um den Eintritt der dortigen Akademie in die Reihe der Universitäten zu feiern, wird eine sehr bedeutende sein. Die Hochschulen der Schweiz, der Niederlande, Frankreichs, des skandinavischen Nordens und des slavischen Ostens werden in großer Anzahl vertreten sein, und auch von seinen Deutschlands, Oesterreichs, Englands und Italiens sind schon Zusagen angelangt. Wegen Launannes centraler Lage verpricht dieses Universitätsfest noch stärker besucht zu werden als dasjenige vom vorigen Jahre in Montpellier.

AA. Ein Theater nach Art der Berliner „Urania“ wird auch für München geplant. Seitens des Direktors des Maschinenwesens am münchener Hoftheater, Karl Lautenichläger und des Direktors der Berliner Urania-Gesellschaft, Astronom W. Wilhelm Meyer, sind die Verhandlungen eingeleitet, um in München eine wissenschaftliche Schaubühne zu erbauen, der sich mit thätfrühtiger Unterstützung der Gelehrtenwelt später eine Volks-Sternwarte und ein physikalisches und mikroskopisches Kabinett nach Berliner Muster anreihen sollen.

* Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft. Von Dr. Moriz Hornes. Mit über 300 Abbildungen im Texte und 20 ganzseitigen Illustrationen. Wien, Pest und Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1891. 8°. In 20 Lieferungen à 50 Pf. Die Darstellung geht mit gleicher Ausführlichkeit und ausgedehntester Verwendung von werthvollem, zum Theile noch nicht publizirtem Illustrationsmaterial durch alle prähistorischen Perioden und sucht nach Thunlichkeit allen Problemen und lokalen Alterthümergruppen gerecht zu werden. Wenn es dem Autor leichter geworden ist, als anderen, die Schwierigkeiten der Arbeit zu überwinden, so dankt er dies hauptsächlich seiner Berufstellung in der anthropologisch-ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, welches bekanntlich eine der reichsten prähistorischen Sammlungen der Gegenwart besitzt.